

ken zwei gegensätzliche Welten zueinander: die Welt des Irrationalen, die sich bisweilen auftun kann über dem Abgrund des Grauens, und die Welt der Nacht, des Nebels und der „antisemitischen Unvernunft“, um den trefenden Titel eines Buchs von Jean-Pierre Faye und Anne-Marie de Vilaine aufzugreifen. Die Antithese dazu ist die Vernunft, die zuweilen – wenn sie nicht unter dem wachsamem Auge einer offenen Moral steht (Henri Bergson) – über den Abgründen schwebt, wie das mit der Wissenschaft der Fall war, als sie sich in den Dienst der „Industrie des Todes“ stellte und die Schoa in ihrer nicht mehr umkehrbaren Form ermöglichte. Mehr denn je gilt hier der Ausspruch von François Rabelais: „Wissen ohne Gewissen führt zum Ruin der Seele.“ Gerade hier ist das Buch von Andrée Lerousseau für uns eine heilsame Lektüre, denn seine Stärke liegt darin, uns zu zeigen, daß auch die Welt der Philosophen nur zuweilen ausgenommen ist von der Angst vor dem anderen, von der Unmöglichkeit, das andere zu denken, ohne daß der Rückzug auf die Selbigkeit des Selbst und die Einheit des Einen geschieht. Überschwappend über das „Wächteramt der Wahrheit“ entwickelt die Philosophie um die „Judenfrage“ herum einen „wesentlich diskriminatorischen Diskurs“ (342), der „einen gelehrten Antisemitismus guten Glaubens, der jede Spur von eigener Schuldhaftigkeit austilgt“, zum Erscheinen bringt und der „seinen Quellgrund nicht in einer Krisenzeit, sondern seine Selbstvergewisserung im abendländischen Gewissen findet“ (341). Als eine Genealogie des Unmoralischen, als Kritik der „unreinen“ Vernunft ist das Buch von Andrée Lerousseau Zeuge einer authentischen philosophischen Reflexion, die den Mut besitzt, die Vorurteile dort zu bekämpfen, wo man sie am wenigsten erwartet: als diese Vorurteile sich selbst im Herzen der Aufklärung und in den Bestrebungen der Emanzipation einnisteten. Lerousseau will uns nicht in einen radikalen Skeptizismus stoßen, der zur absoluten Verzweiflung führt. Es will uns aufrütteln zu steter Wachsamkeit „für eine Philosophie von heute und morgen“ (347).

Jean-Marie Sauvage, Ennetieres-en-Weppes
(aus dem Französischen von Alwin Renker)

Oliver Lubrich, **Shakespeares Selbstdekonstruktion**. Königshausen & Neumann, Würzburg 2001. 202 Seiten.

Der Autor der vorliegenden Studie, die sich mit drei Stücken Shakespeares befaßt, entwickelt seine Analyse anhand der Hypothese: „Shakespeares

Texte produzieren in extremer Weise Widerspruch. Sie koartikulieren permanent ihr eigenes Gegenteil. Sinn wird konsequent mit Gegensinn kontrastiert [...] Die Texte ‚Shakespeares‘ dekonstruieren sich in einem fort selbst“ (19 f.). Das spielt Lubrich an den drei Bühnenstücken sehr konsequent durch.

In *Heinrich V.* wird dem Helden Antiheldisches eingelesen, was aus der Vielschichtigkeit des Stücks und seinen Perspektiven konsequent erfolgt. Ähnliches sieht er bei *Romeo und Julia*. Hier wird die Paradoxie von Liebe als Haltung überhaupt und in ihren Personbezügen kenntlich gemacht, auch deren Preisgabe in vordergründigen Motiven, die sie „deromantisieren“ (77). In *Der Kaufmann von Venedig* schließlich wird aufgezeigt, wie Shylock antisemitischer Agitation verfällt, die eine Projektion der Mißlichkeit und Häßlichkeit des Antisemitismus darstellt und dadurch Stigmatisierungen schafft. Den Gegensinn sieht Lubrich sich in dem Maß erheben, als Shylock sich das Stigma aneignet. Lubrichs Schluß: „Der Antisemitismus schafft und formt sein Objekt“ (126). Das Opfer will Täter werden – Vollzug der inneren Zerstörung, die der Antisemitismus an Shylock vollführt und die Shakespeare als Katharsis aufwirft. Der hervorgerufene Antisemitismus, in den der Zuschauer geraten kann – auch er ist ja voller Projektionen –, soll durch seine wirksame Darstellung um so effizienter zerstört werden, entsprechend der Dialektik von Sinn und Gegensinn. – Doch Lubrich hält diese sinnhafte Bewegung nicht bis ans Ende durch. Sein Buch endet seltsam dezisionistisch. Leser werden zur Instanz, die Interpretation schaffen, ohne noch ethisch gehalten zu sein (was Lubrich aber am Beginn seiner Schrift [19] wenigsten insinuiert). Der Verweis, daß jede Lesart Konstrukt sei (162), ruft somit eine gefährliche Variante von Gleichgültigkeit und distanzierten Gedankenzügen wach.

Lubrich selbst nennt das, was er gemacht hat, am Schluß ein „Experiment“ (163), das den eigenen Ansatz am Schluß geradezu romantisch-ironisch auflöst. Wer die Geschichten von Nelly Sachs, Elie Wiesel oder Jean Améry, von Ilse Aichinger, Primo Levi oder Imo Moskowicz vor Augen hat, weiß, daß in jedem Antisemitismus nichts von ironischer Fährte zu finden und nichts ironisch aufzulösen ist. So wird Dekonstruktion schließlich nicht zur Dialektik, die kathartisch wirkt und die Manie der unmenschlichen Diktaturen demaskiert, sondern zum Spiel des Ästheten, der zugunsten seiner ludischen Offenheit auch den Schrecken der Geschichte des Antisemitismus beinahe instrumentalisiert – diesseits ethisch-religiöser Bezüge.

Wolfgang Klaghofer, Wien